

Kleine Schriften der Naturforscherfamilie Brehm
von Michael Theuring-Kolbe

Kontakt zum Autor:
michael.theuring-kolbe@web.de

Verlag Kessel
Eifelweg 37
53424 Remagen-Oberwinter
Tel.: 02228-493
Fax: 03212-1024877
E-Mail: webmaster@forstbuch.de
Homepage: www.verlagkessel.de,
www.forstbuch.de
www.forestrybooks.com

Druck:
Druckerei Sieber
Rübenacher Straße 52
56220 Kaltenengers
Homepage: www.business-copy.com
In Deutschland hergestellt

© 2021 Verlag Kessel, Alle Rechte vorbehalten. Das vorliegende Buch ist urheberrechtlich geschützt. Kein Teil darf ohne schriftliche Erlaubnis entnommen werden. Das gilt für alle Arten der Reproduktion.

Kleine Schriften der Naturforscherfamilie Brehm

Teil II

Alfred Edmund Brehm

Band 4

Ornithologische Aufsätze, Artikel und Beiträge

aus Zeitschriften und Berichten zusammengestellt, mit Hinweisen
und Bemerkungen sowie Abbildungen versehen

von

Michael Theuring-Kolbe

Verlag Kessel

Vorwort zum Teil II / Band 4

Alfred Edmund BREHM, bekannt als „*Tiervater*“ zählte zu den berühmtesten Forschungsreisenden des 19. Jahrhunderts. Er unternahm in seinem schaffensreichen Leben zahlreiche Forschungsreisen. Diese führten ihn nach Afrika, Spanien, an die Donau in die nordischen Länder, nach Sibirien und in die Kaukasusregion bis in den chinesischen Teil des Altai.

Seine Reisen hielt Alfred BREHM in zahlreichen Reisetagebüchern, welche auch die Grundlage für seine große Anzahl von Berichten und Aufsätzen aber auch seiner Vorträge bildeten, fest. Es waren nicht nur Aufzeichnungen über die Tier- und Pflanzenwelt, die er in seinen Tagebüchern festhielt, sondern er auch beinhaltete diese Beschreibungen der Menschen, deren Lebensweisen, ihre Mentalitäten sowie Beschreibungen der bereisten Länder.

In den bereits erschienenen drei Bänden der „*Kleinen Schriften der Naturforscherfamilie Brehm*“ zu Alfred Edmund BREHM waren bereits viele Beiträge, ob über Säugetiere oder auch ornithologische Aufsätze, vorgestellt worden. Diese stellen nur einen Teil seines literarischen Schaffens dar. Nicht alle seiner Aufsätze und Berichte konnte Alfred nicht mehr selbst zu Lebzeiten veröffentlichen. Zahlreiche Beiträge wurden auch von seinem Sohn Horst BREHM bearbeitet und herausgegeben.

In diesem vorliegenden Band sind wieder Aufsätze aufgenommen worden, welche sowohl säugetierkundlichen aber auch ornithologischen Inhaltes sind. Es sind Beiträge, welche er im „*Journal für die Ornithologie*“, „*Leipziger illustrierte Zeitung*“, in der „*Allgemeine Illustrierte Zeitung*“ und in der „*Kölnischen Zeitung*“ erschienen. Es wechseln sich wieder reine fachliche Aufsätze mit Aufsätzen und Berichten, die einen hohen Unterhaltungswert besitzen, ab. Beim Verfassen seiner Schriften achtete Alfred BREHM darauf, welches Publikum er mit diesen ansprechen will.

Bemerkenswert ist auch, dass sich Alfred BREHM erstmals mit dem Artenschutz in Zusammenhang mit der Landwirtschaft auseinandersetzt. In seinem Beitrag „*Unsere Bodenwirtschaft und Vögel*“ nimmt er Bezug auf die Schäden, welche der Mensch im „*Reich der Tiere*“, insbesondere bei den bodenbrütenden Vögeln durch die Landnutzung anrichtet. Hier kritisiert er die immer mehr zunehmende Landnutzung durch die Bauern, aber auch das Forstwesen wird als Verursacher genannt. Er stellt den Begriff des „*natürlichen Gleichgewichtes*“ in den Focus seiner Betrachtungen. Schon im 19. Jahrhundert nahm die „*Zerstörung*“ des natürlichen Gleichgewichtes durch den Menschen immer mehr zu. Dies führte dazu, dass so manche Tierarten aus unserer Landschaft verschwanden, ja sogar ausgerottet wurden. Der Eingriff in den Lebensraum der Tierwelt ließ auch Alfred BREHM nicht über die Missstände hinwegsehen. Es sind von ihm aufgezeichnete Probleme, welche heute immer mehr an Bedeutung bei der Erhaltung der Artenvielfalt und des natürlichen Gleichgewichtes gewinnen.

Ein weiteres Kapitel seines schriftstellerischen Schaffens widmete er der Vorstellung einzelner „*Tiertypen*“. Es sind Beiträge, die auf verschiedene Tierarten hinweisen. Auch hier wählte Alfred BREHM wieder eine leicht verständliche Ausdrucksweise. Seine Schriften waren nicht nur für ein Fachpublikum abgefasst, sondern sollten den einfachen Mitmenschen seiner Zeit erreichen.

Die hier enthaltenen Aufsätze und Beiträge fallen in eine Zeit zwischen 1859 und 1877. Es ist eine Zeit, die von seinen Afrikareisen, aber auch von seinen Tätigkeiten als Direktor des Zoologischen Gartens Hamburg (1863 bis 1866) und seiner Tätigkeit als Direktor des Berliner Aquariums (1869 bis 1878) sowie weiteren Reisen unter anderem mit Kronprinz RUDOLPH VON ÖSTERREICH gekennzeichnet waren.

Zur Thematik „*Zoologischer Garten Hamburg und Berliner Aquarium*“ werden zwei gesonderte Schriften erscheinen. Diese dokumentieren die Entstehung dieser Einrichtungen, deren Entwicklung, Alfred BREHMS Rolle als Direktor der jeweiligen Einrichtung und die Hintergründe seines Weggang aus diesen beiden zoologischen Einrichtungen. Einzelne Beiträge zum „*Zoologischen Garten Hamburg*“ und zum „*Berliner Aquarium*“ werden aber auch in dieser Schriftenreihe Berücksichtigung finden, um das vielseitige Schaffen von Alfred BREHM zu dokumentieren.

Wie gewohnt, wird am Ende dieses Bandes wieder eine Aufstellung der für den Band 5 vorgesehen Beiträge erscheinen.

Arnstadt, im Juni 2021

Michael THEURING-KOLBE

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----|
| Zur Fortpflanzungsgeschichte des Purpurhuhns..... | 8 |
| Unsere Bodenwirthschaft und die Vögel..... | 13 |
| Protokoll der XI. Monats-Sitzung..... | 24 |
| Protokoll der XXII. Monatssitzung..... | 28 |
| Das kaukasische Königsrebhuhn, | 31 |
| Vortrag über Diagnose von <i>Aquila pennata, minuta, Adalberti</i> | 36 |
| Vortrag über das Vorkommen von <i>Aegthalus pendulinus Vi.</i> in Norddeutschland | 44 |
| Vortrag über das Vogelleben des böhmisch-schlesischen Grenzgebirges | 47 |
| Zwölf Frühlingstage an der mittleren Donau..... | 51 |
| Ornithologische Beobachtungen in den Auwäldern der Donau bei Wien..... | 132 |
| „Ein Bild der Reise mit Kronprinz Rudolf nach Spanien 1879“..... | 168 |
| Briefliche Mittheilungen und Feuilleton..... | 173 |
| Briefliche Mittheilungen und Feuilleton..... | 175 |
| Zur Lebensweise des <i>Didunculus strigirostris</i> | 177 |
| Einige Worte zu Dr. Bolle's „Wüstentrompeter“ | 178 |
| Beobachtungen und Erfahrungen, Beiträge zur Kunde der Vögel..... | 180 |
| Noch einmal das Brutgeschäft von <i>Oxylophus glandarius</i> | 193 |
| Einige Notizen über <i>Pyrrhula erythrina</i> | 196 |
| Unsere Zugvögel in der Fremde..... | 199 |
| Charthum..... | 207 |
| Der Wombat..... | 219 |
| Thiertypen, | 223 |
| I. Affen, Aeffen, Beutelthiere, Nager und Zahnarme..... | 223 |
| II. Raubthiere..... | 235 |
| III. Ein- und Vielhufer..... | 242 |
| IV. Ungehörnte und geweihtragende Wiederkäuer..... | 247 |
| V. Scheidenhörnige Wiederkäuer und Flossensäuger..... | 251 |
| Die Riesenschlange im Berliner Aquarium | 256 |
| Die Gayals oder Waldochsen..... | 260 |
| Der Birkhahn und die Birkhahnbalze..... | 263 |
| Durch den chinesischen Altai..... | 267 |
| Das Zebra..... | 294 |
| Vorschau auf Band 5 | 299 |



Das Purpurhuhn (*Porphyrio porphyrio*)

Es gehört zur Familie der Rallenvögel.

Von John Gerrard KEULEMANS. Aus: „Ausgestorbene Vögel - ein Versuch, in einem Band einen kurzen Bericht über die Vögel zusammenzufassen, die in historischer Zeit ausgestorben sind: d.h. innerhalb der letzten sechs- oder siebenhundert Jahre: zu denen einige hinzugefügt werden, die noch existieren, aber am Rande des Aussterbens stehen.“ von Lionel Walter ROTHSCHILD (8. Februar 1868 - 27. August 1937).

Zur Fortpflanzungsgeschichte des Purpurhuhns.

A. E. BREHM.

(Quelle: BREHM, Alfred: „Zur Fortpflanzungsgeschichte des Purpurhuhns.“ In: Journal für die Ornithologie - Ein Centralorgan für die gesammte Ornithologie. 19. Jhg. 1871, S. 34 – 39. Herausgeber: Dr. Jean CABANIS. Erscheinungsdatum: Cassel, 1871. Druck und Verlag von Theodor FISCHER.)

Das Purpurhuhn, welches wir alljährlich in ziemlich ansehnlicher Menge lebend erhalten, ist nicht die europäische, in Süditalien, Spanien, Algier und Marocco vorkommende Art (*Porphyrio hyazinthinus*), sondern die grünrückige afrikanische, welche zunächst uns in Egypten, häufig aber in Westafrika lebt und von hierher zu uns gelangt (*Porphyrio smaragnotus* Temm., *P. chlorynotus* Vieill., *P. erythropus* Stephens, *P. smaragdonotus* Licht., *P. chloronotus* nobis).

In welchen Ländern der Westküste es eigentlich gefunden wird, weiss ich nicht; so viel aber scheint festzustehen, dass die Händler es wirklich aus Westafrika erhalten. Hierin stimmen sie, den Hauptschacherer VEKEMANS in Antwerpen inbegriffen, trotz ihrer Geheimniskrämerei unter sich überein. Nächst dieser Art erhalten wir ebenfalls durchaus nicht selten das schwarzückige Purpurhuhn (*P. melanotus*), welches bekanntlich den größten Theil von Australien in namhafter Menge bevölkert; niemals dagegen habe ich in irgend einem Thiergarten das südeuropäische, eigentliche Purpurhuhn gesehen, trotzdem uns von ihm gesagt worden ist, dass es im Süden Italiens in Gefangenschaft gehalten werden soll. Um die übrigen Gefangenen der Gruppe aufzuzählen, will ich hinzufügen, dass die verwandten Sammethühnchen aus Westafrika und Südamerika, *Porph.*, (*Gaesarornis*, *Hydrornia*) *Alleni* und *P. (C. H.) martinica*, deren erstgenanntes bekanntlich auch schon wiederholt in Europa und zwar in Italien und Spanien erlegt wurde, wenn auch nicht zu den häufigen, so doch zu den regelmäßigen Erscheinungen unseres Thiermarktes zählen.

Alle Arten, die Purpur- wie die Sammethühner, sind genügsame, die ersteren auch ausdauernde hartlebige Vögel, welche den Pfleger in jeder Hinsicht erfreuen. Denn nicht allein ihre schmucke Haltung und die Reinlichkeit, deren sie sich selbst im größten Vogelgewimmel befeißigen, sondern auch ihre Verträglichkeit befriedigen. Doch darf man in letzterer Hinsicht ihnen nicht allzu viel zumuthen, ihnen insbesondere nicht Fleischnahrung vorenthalten, weil sie sonst wohl als ächte Rallen sich zeigen und, wie ich selbst beobachtet, über kleinere Vögel herfallen können, um sie zu verspeisen. So leicht sie sich halten, so selten schreiten sie übrigens in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung, ohne dass man dafür eine durchschlagende Erklärung zu geben wüsste. Anscheinend mit dem ihnen Gebotenen vollständig zufrieden, lassen sie doch in der Regel den liebeweckenden Lenz an sich vorüber gehen, ohne entsprechende

Frühlingsgefühle zu äußern. Meines Wissens haben sie sich bisher nur in den „zoological gardens“ zu London und im Thiergarten zu Antwerpen fortgepflanzt.

Um so größer war meine mit Erstaunen gemischte Freude, als sich im April dieses Jahres unter der ziemlich zahlreichen Gesellschaft grünrückiger Purpurhühner, welche das „Berliner Aquarium“ neben den übrigen genannten Arten besitzt, ungewöhnliche Unruhe kundgab und bald in eine sehr gehobene Stimmung überging, bei einigen wenigstens. Fast ununterbrochen vernahmen wir jetzt das eigenthümlich dröhnende und dabei doch klagende „Trööh“, wie mir scheinen will, dem einzigen Stimmlaut unserer Vögel, und nachdem dieser Ruf geraume Zeit in verschiedener Betonung erschallt war, ging es auch wohl zum Kampfe zwischen zwei Männchen über, gleichsam als sei der Ruf ein Trompetenstoß zur Einleitung der Fehde gewesen. Namentlich eines der Männchen - welche übrigens vom Weibchen nur dann zu unterscheiden sind, wenn man zwei lebende Stücke vor sich sieht und die fast unmerklich geringere Größe des letzteren wirklich herausfinden kann - fühlte sein Herz von höheren Gefühlen geschwellt und betrachtete sich demzufolge als der unbeschränkte Selbstherrscher im Käfige, stürzte sich, wenn gerechter Zorn es übermannte, auf irgend einen der eifersüchtig gehassten Gegner und prügelte, wie es unter Teichhühnchen üblich, so lange mit den langen Beinen auf ihn los, bis er zu Boden stürzte und die Stellung und Geberden des Ueberwundenen annahm. Derselbe Vogel hielt sich fortwährend mit einem anderen, dem erkorenen Weibchen, zusammen, verließ dasselbe keinen Augenblick und begleitete es auf Schritt und Tritt, wohin es sich auch wenden mochte.

Ende Mais beobachteten wir, dass sie Miene machten, zum Neste zu tragen, und zwar beteiligten sich hierbei beide Geschlechter in gleicher Weise. Sie hatten sich zur Niststelle einen Platz erwählt, auf welchen wir beim besten Willen nicht gekommen sein würden: eine heimlich verborgene Ecke auf der höchsten Spitze des Gefelses, welches den sogenannten „Allerweltskäfig“ des Fluggebauers im „Berliner Aquarium“ ziert. Da hinauf trugen sie mit dem Schnabel die verschiedenen Pflanzenstoffe, welche im Käfig zur Nahrung gereicht wurden, namentlich Salatblätter und Vogelmiere.

Hier galt es, unterstützend einzugreifen, und ich ließ deshalb zunächst frische Schösslinge von Schilf reichen, welche auch dankbar angenommen und verbaut wurden. Inzwischen währte dies denn doch zu lange, und deshalb entschloss ich mich kurz, selbst ein Nest zu bereiten. Letzteres machte der rohen Menschenhand wahrscheinlich alle Ehre, war aber doch, im Grunde genommen, nichts Anderes, als ein Heuhaufen mit eingedrückter Nestmulde. Zum Schutz gegen die übrige Bewohnerschaft des Raumes, unter welcher sich insbesondere ein Scharlachibis (*Ibis rubra*) und die Ajaja (*Platalea Ajaja*) durch frauenhafte Neugier hervorthaten, ließ ich das heimliche Plätzchen mit stacheligen Dornen überdecken.

Nachhülfe und Schutzwehr wurde nach längerer, höchst wahrscheinlich sehr eingehender Begutachtung abseiten der Vögel dankbar angenommen, und das Weibchen machte sich jetzt darüber her, zu legen.

Währenddem erreichte die Aufregung des Männchens ihren Höhepunkt. Mit Stolz aufgerichtetem oder gestelztem Schwänze, welcher gelegentlich wippend bewegt wurde, um dem Vollgefühl geeigneten Ausdruck zu geben, schritt es durch den Käfig, und wüthend fiel es über jedes andere Purpurhuhn her, welches sich nahete, ich möchte fast glauben, unhöflich auch über andere Weibchen. Die Nebenbuhler griff es jetzt ungestüm und nicht allein mit den Beinen prügelnd, sondern ebenso mit Schnabelhieben und Flügelschlägen an, wusste sich in Folge dessen auch sehr bald die gebührende Achtung zu verschaffen.

Inzwischen legte das Weibchen einen Tag um den andern seine Eier, vier an der Zahl, das erste am 30. Mai, das letzte am ersten Pfingsttage. Schon währenddem hatte es über Tages mehrere Stunden im Neste zugebracht, vom zweiten Pfingsttage, also vom 6. Juni ab, begann es regelmäßig zu brüten. Die Eier ähneln den von BÄDEKER abgebildeten des europäischen Purpurhuhnes derartig, dass ich beinahe dem Gedanken Raum geben möchte, BÄDEKER habe gar nicht die von *Porphyrio hyacinthinus* vor sich gehabt. Ihre Länge beträgt 5,6 - 7 cm., der Durchmesser der dicksten Stelle 3,5 - 6 cm.; die Gestalt ist rein eiförmig, das Korn fein, der Glanz gering, wachsartig, die Grundfärbung ein gleichmäßiges Isabellfahlgelb; die Zeichnung besteht aus unregelmäßig über das ganze Ei zerstreuten, an der Spitze am dünnsten stehenden blassvioletten Unter- und hell- und dunkelbraunen Oberflecken.

Ob Weibchen und Männchen während des Brütens abwechselten, konnte ich selbst nicht in Erfahrung bringen; die aufmerksam gemachten Wärter behaupteten übrigens, zweimal gesehen zu haben, dass eine derartige Ablösung stattfand, und zwar soll sie beide Male in den Vormittagsstunden geschehen sein, jedoch nicht länger gewährt haben, als zur Sättigung des Weibchens unumgänglich nöthig erschien. Das Männchen hielt sich über Tags getreu in der Nähe des Nestes, lockte auch zeitweilig oder erhob zorn erfüllt seine dröhnende Stimme, sobald sich ein anderes Purpurhuhn näherte, während es der neugierigen Zudringlichkeit des Löffelreiher und Ibis nicht entgegen zu treten wagte.

Am 4. Juli, also nach 27-, beziehentlich 28tägiger Brutzeit, schlüpfen zwei kräftige Junge aus; ein Ei hatten die Vögel selbst eingedrückt, ein anderes war faul. Die Jungen ähneln in Größe und Färbung denen unseres Wasserhuhns (*Fulica atra*) so, dass man sie auf den ersten Blick für solche halten kann; nur ist das Zimmt- oder Rostroth am Kopfe nicht so weit verbreitet und nicht so lebhaft, als bei diesen; der Flügelrand und namentlich der Daumentheil desselben zeigt eine recht lebhafte, rostrothe Färbung. Der Schnabel und der Ansatz zur Stirnplatte sind hellblau, die sehr plumpen Beine schwarzblau.

Beide Junge wurden mehrere Tage lang vom Weibchen im Neste erwärmt, während das Männchen Atzung zutrug. Wir fürchteten jedoch, sie durch irgend einen andern Vogel verlieren zu können oder mindestens gestört zu sehen, leerten deshalb einen andern Käfig des Fluggebauers bis auf einige kleine Finken, bereiteten in einem dicken und dichten Dornbusche ein zweites Nest, spritzten Männchen und Weibchen mit Wasser an, um das rechte Paar dadurch zu kennzeichnen, und brachten die ganze Gesellschaft in den neuen Raum. Anfänglich etwas ängstlich, Hessen die Vögel es sich doch bald hier gefallen, und schon am Abende desselben Tages sahen wir die Henne mit ihren Küchlein in dem neu angewiesenen Neste sitzen.

Zur Nahrung wurde den jungen Vögeln anfänglich ein Mischfutter gereicht, bestehend aus frischen Ameisenpuppen, fein geriebener Semmel, etwas feingehacktem, rohem Fleische, gewiegtem Salat und Teichlinsen. Die Erwartung, dass die Eltern das für ihre zarten Sprossen tauglichste Futter aus diesem Gemisch selbst aussuchen würden, erlitt keine Täuschung; wir sahen beide Alten um den Napf stehen, mit dem Schnabel das Futter durchwühlen und bald von diesem, bald von jenem Stoffe ein Bröckchen nehmen. Dieses wurde so zart mit der Spitze gepackt, dass es an dieser mehr zu kleben, als von ihr gehalten zu sein schien. Der atzende Vogel bog sich dann zu dem Küchlein herab, und dieses nahm den ihm vorgehaltenen Brocken aus dem Schnabel weg. Anfänglich trugen die beiden Alten die Atzung bis in das Nest; schon acht Tage, nachdem die Jungen ausgeschlüpft waren, aber verließen diese unter Führung ihrer Eltern das Nest und folgten letzteren bis zum Futternapfe, woselbst dann die Atzung in der geschilderten Weise vor sich ging.

Am 27. Juli sprossden die ersten Federn am Flügel. Das Rostroth war verschwunden, Schnabel und Füße waren noch blauschwarz, die Platte ebenso, in der Mitte hornweiß. Am 4. August durften die Jungen als halbwüchsig angesehen werden. Auf der Oberseite waren sie noch schwarz, auf der Unterseite zeigten sich weißgraue Längsstreifen, gebildet durch die unter den Dunen hervorsprossenden Federn, und begannen sich die Beine röthlich zu färben. Beide Eltern fütterten sie noch immer, und oft geschah es, dass jedes der Alten ein Junges führte. Schon vorher hatten sie gelernt, von einem ihnen vorgehaltenen Fische zu fressen, nahmen auch wohl schon dann und wann einen Fisch selbst in die Fußhand und verzehrten das Fleisch. Mit den Alten gingen sie noch allabendlich in das Nest. Vom 4. bis zum 16. August machte die Befiederung große Fortschritte, auf Rücken und Flügel namentlich; die sich hier bildenden Federn glichen im Ganzen durchaus denen der Eltern, obwohl die Färbung etwas trüber war. Auf der Unterseite hatte sich jetzt auch eine gleichmäßige Färbung herausgebildet; die einzelnen Streifen waren verschwunden und dafür ein bräunlichfahlgrauer Farbenton zur Geltung gelangt, welcher nach und nach, und zwar durch Verfärbung, nicht durch Mauser, in Blau oder Graublau überging. Je weiter diese Verfärbung vorschritt, um

so deutlicher wurde das Blau, so dass man alle Uebergänge vom Fahlgrau durch Schmutzig- oder Graulichviolett bis zum Graublau beobachten konnte. Die Umfärbung des Schnabels und der Füße hielt damit gleichen Schritt. Erst Mitte Octobers hatten Schnabel, Platte und Füße eine Röthe erlangt, welche der bei alten Vögeln auf gedachten Theilen vorhandenen fast gleich war. Der Kücken und die Oberseite überhaupt unterschied die jungen Vögel kaum noch von ihren Eltern; die Kehle war eben so lebhaft blau, wie bei diesen; an der Brust dagegen blieb der grauliche Ton immer noch sichtbar, und auf dem Bauche war die dunkle Färbung der Alten noch nicht vorhanden. Dieses letztere Kleid darf als das eigentliche Jugendkleid der Vögel betrachtet werden; unsere Jungen trugen es bis Anfang Decembers. Um diese Zeit begann die Mauser, welche gegenwärtig (Ende Decembers) noch fortwährt und den Uebergang von dem Jugendkleide in das vollständige Alterskleid bewirkt.

Bemerken will ich noch, dass ein ausführlicheres Lebensbild der Purpurhühner, insbesondere eine eingehende Schilderung des Betragens der Eltern und Küchlein während der frühesten Jugendzeit der letzteren, nebst einer vorzüglichen, unter meiner Aufsicht gezeichneten Abbildung in der „Gartenlaube“ erscheinen wird, worauf ich namentlich diejenigen Herren aufmerksam mache welche, eine volksthümliche Darstellung naturwissenschaftlicher Aufgaben für unwürdig des Naturforschers und der Wissenschaft selbst zu halten geneigt sind.

Unsere Bodenwirthschaft und die Vögel.

Vortrag, gehalten am 19. September 1873 im internationalen Cougresse der Land- und Forstwirthe zu Wien.

Dr. A. E. BREHM.

(Quelle: BREHM, Alfred: „Unsere Bodenwirthschaft und die Vögel.“ In: Journal für die Ornithologie - Ein Centralorgan für die gesammte Ornithologie. 22. Jhg. 1874, S. 26 – 39. Herausgeber: Dr. Jean CABANIS. Erscheinungsdatum: Cassel, 1874. Druck und Verlag von Theodor FISCHER.)

„In den gesammten ursprünglichen Einrichtungen der Natur, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sind,“ so lässt sich GLOGER vernehmen, „ist oder war Alles nur zweckmäßig; denn jedes Einzelne hatte eine höchst wohlberechnete Bestimmung in dem großen Ganzen und zum Vortheile des Ganzen, oder wenigstens ohne Nachtheil für das Ganze. Es gab da nichts Ueberflüssiges und noch weniger an und für sich Schädliches. Ja, eben weil Jedes einen bestimmten Zweck zu erfüllen hatte, so diente Alles zur Erhaltung des Gleichgewichtes und mithin zur ungestörten Forterhaltung des Ganzen. In menschenarmen, daher nur wenig oder nicht cultivirten Gegenden, wo also jener ‚ursprüngliche‘ Gesammtzustand noch jetzt fast oder ganz ebenso fortbesteht, wie er früher war, in solchen Ländern findet ebenso auch jetzt noch keine Störung der allerseits wohl abgemessenen Verhältnisse der Thier- zur Pflanzenwelt statt. Wenigstens treten solce Uebel dort nie dauernd ein, sondern Alles gleicht sich da, sobald irgend ein Missverhältnis zu entstehen beginnt, sehr leicht und rasch wieder aus. Denn hierzu sind von der Natur die umsichtigsten Vorkehrungen getroffen. Gerade da, wo z. B. Niemand einen Baum abraupt, weil es entweder keine Menschen giebt, oder weil unter den wenigen vorhandenen Keiner es thun kann oder thun möchte, da gerade werden überhaupt keine Bäume und noch weniger ganze Wälder von Raupen kahlgefressen, weil diesen stets eine hinreichende Anzahl insectenfressender Thiere zur Seite steht, die ihnen gar nicht gestattet, sich je so stark zu vermehren, dass sie im Stande wären, eine solche Verheerung der Pflanzenwelt zu verüben. Ebenso geht es mit Käfern, Schnecken, Würmern, Mäusen und anderen kleinen Pflanzenfressern. Den größeren Arten aber stellen die großen Raubthiere nach und halten so ihre Vermehrung in Schranken.“

An diese Auseinandersetzung fügt GLOGER eine Mahnung zum Schutze der nützlichen Thiere, von denen er behauptet, dass sie mit den schädlichen bald und viel besser fertig werden, als dies alle menschliche Kraft und menschliche Weisheit jemals im Stande sein dürfte.

Man kann sich der Mahnung GLOGER's anschließen, ohne sich mit den Eingangsworten einverstanden zu erklären. Ein Gleichgewicht der Natur, wie GLOGER es ausmalt, hat es nie gegeben und giebt es nirgends; eine

blinde Bewunderung der weisen Einrichtungen der Natur betreffs des Schutzes der Menschen und der im voraus berechneten und bestimmten Mittel zur Tilgung der durch den Menschen herbeigeführten Störungen besagten Gleichgewichtes mag den Anforderungen der Zweckmäßigkeitslehrer genügen, entspricht aber durchaus nicht den Aufgaben der Naturforschung und erscheint demgemäß unwürdig des Naturforschers.

Wer von dem ungestörten Gleichgewichte einer jungfräulichen Natur mit stillem Tadel der Thätigkeit des in besagtes Gleichgewicht eingreifenden Menschen spricht, hat eine jungfräuliche Natur niemals kennen gelernt und ist demnach außer Stande, sie mit der vom Menschen beherrschten zu vergleichen; wer behauptet, dass da, wo Niemand den Baum abraupt, es auch keine Raupen gäbe, wird eines Besseren belehrt werden, wenn er sich in menschenleeren Wäldern längere Zeit bewegt und wenn auch nicht Raupen, so vielleicht einmal Wanderheuschrecken kennen gelernt hat, deren Schwärme Wolken bilden, wenn sie fliegen, deren Myriaden auf Meilen hin scheinbar selbst zu Blättern der Bäume werden, welche sie vollständig entlaubten, trotzdem Hunderte und Tausende von Kerfräubern der verschiedensten Arten, herbeigezogen durch die ihnen sich bietende reichliche Nahrung, ununterbrochen, vom grauenden Morgen bis zur sinkenden Nacht und vom Beginn der Dämmerung bis zu der im Osten aufflammenden Morgenröthe, sich bestreben, dem gefräßigen Heere Einhalt zu thun. Was will ein Raupenfraß in unseren Laubwäldungen, was eine Mäusepest besagen gegen solche Verheerungen? Wie verschwindend klein erscheinen alle Verluste, wie unser Ungeziefer uns sie kennen lehrte, den durch dieses eine schädliche Thier verursachten Verwüstungen gegenüber! Nicht mit Unrecht werden gerade diese Schadenthiere aufgezählt unter den Plagen Egyptens; denn der vollsten Thatsächlichkeit und Wahrheit entspricht die Schilderung der Bibel. Und die Natur, die vorsorgende, vorherbestimmende, lässt es ruhig und widerstandslos geschehen, dass die Plage sich erfülle, dass nichts Grünes mehr übrig bleibt, da wo das gefräßige Heer eingefallen, zur Qual der Menschen und Thiere. Warum? Weil sie unendlich viel großartiger ist, schafft und wirkt, als der kleinliche, engbegrenzte Menschenverstand bei seinem Abwägen von Schädlich und Nützlich zu begreifen vermag; weil sie, um mich so auszudrücken, mit gleicher Liebe das in unseren Augen erbärmlichste Gewürm wie den Herrn der Erde umfasst; weil Entstehen und Vergehen, Werden und Vernichten Gesetze sind, welche als getrennt nicht gedacht werden können. Nur ein kleinlich angelegter, im unreifen Kindesalter verharrender Mensch kann wännen, dass die Natur auf seine Wünsche irgend welche Rücksicht nehmen, seine eigene Ungeschicklichkeit wieder gut machen wolle; nur eine beschränkte Anschauung kann es für denkbar halten, dass die schöpferische Kraft einzig und allein in Voraussicht des kommenden Menschen gewirkt habe und zu seinen Gunsten noch fortdauernd wirke und schaffe. Wäre letzteres der Fall, so würde gerade hier durch das geträumte Gleichgewicht auf das empfindlichste beeinträchtigt und gestört

werden. Der Mensch selbst brauchte dann aber auch, um „Strafen“ zu entgehen, weiter nichts zu thun, als die Natur gewähren zu lassen oder, mit anderen Worten, zum Urzustände zurückzukehren.

Als vernünftige Menschen haben wir die Verhältnisse zu beurtheilen, wie sie sind; denn nur hierdurch werden wir in den Stand gesetzt werden können, zu helfen, so weit wir Hülfe zu leisten vermögen.

Verkennen lässt sich nicht, dass die ursprünglichen Verhältnisse in Folge unserer Eingriffe wesentlich sich geändert haben. Stetige Abnahme der großen und kleinen, behaarten und gefiederten, beschuppten und nackthätigen Vertilger des Ungeziefers und eben so stetige Zunahme des letzteren kann nicht in Abrede gestellt werden. Eines wie das Andere ist die einfache Folge unserer Bewirthschaftung des Bodens. Hierdurch haben wir das sogenannte Gleichgewicht allerdings gestört, d. h. jene Veränderung der Verhältnisse herbeigeführt, damit aber keineswegs Unthaten begangen, welche Strafen verdienen. Unsere Feld- und Waldwirthschaft vertreibt nothgedungen einen großen Theil der Vertilger des Ungeziefers und bereitet diesem einen seiner Vermehrung überaus günstigen Boden. Um den höchsten Ertrag zu erzielen, klären, reinigen und lockern wir das zu bewirthschaftende Erdreich, bestellen es mit geselligen Pflanzen, von denen jede einzelne wie für uns so auch für verschiedenes Ungeziefer Nahrung und Unterhalt giebt, bereiten den uns schädigenden Thieren also eine Stätte des Wohlbehagens und des Ueberflusses, wie die Natur eine ähnliche nur ausnahmsweise zu schaffen vermochte. Kein Wunder daher, dass unter Zusammenwirken günstiger Umstände eine Vermehrung des Ungeziefers eintreten kann, welche an die egyptischen Plagen erinnert. Andererseits vertreiben wir, wiederum zumeist, in vielen Fällen ausschließlich, durch unsere Bodenwirthschaft die natürlichen Feinde des Ungeziefers, indem wir ihnen, wenn auch nicht das Leben, so doch die Wohnungen, d. h. die Nist- und Brutplätze entziehen. Unmittelbar befasen wir uns in den wenigsten Fällen mit der Hegung der Schadenthiere wie mit der Ausrottung der Nutzthiere; mittelbar aber fördern wir jene und schädigen wir diese, ohne dass man deshalb eigentlich berechtigt ist, uns des Leichtsinns oder vollends des Muthwillens zu beschuldigen. Wir fassen ein Ziel ausschließlich in's Auge und vergessen darüber andere wichtige Maßnahmen. Dies beruht auf Mangel an Einsicht, nicht aber auf absichtlichem Verkennen der bestehenden Verhältnisse und verdient, wenn auch nicht vertheidigt, so doch entschuldigt zu werden. Wohlgemeinte, ernste Belehrung dürfte also eher am Platze sein als ein Vorwurf, wie GLOGER ihn sämmtlichen Land- und Forstwirthen macht.

Beklagenswerth bleibt es freilich immer, dass viele Bewirthschafter unserer Felder, manche Hüter unserer Waldungen die überwiegend nützlichen wie die überwiegend schädlichen Thiere so wenig kennen, insbesondere nicht im Stande zu sein scheinen, ihr Wirken vorurtheilsfrei zu beurtheilen, den Nutzen, welchen ein Thier bringt, gegen den Schaden, welchen es verursacht, abzuwägen und daraus entsprechende Schluss-

folgerungen zu ziehen. So lange man, um ein Beispiel anzuführen, Fuchs und Iltis, Hermelin und Wiesel zu den schädlichen, den Hasen dagegen zu den nützlichen Thieren zählt, kann man vielleicht den Anschauungen des Jägers, wird aber gewiss nicht den Anforderungen des Forst- oder Landwirthes gerecht werden. Diese werden es bedauern müssen, dass der Fuchs während der Brutzeit auch Vogelnester plündert; der Landwirth wird sich vielleicht genöthigt sehen, seinen Geflügelstall vor nächtlichen Besuchen des erfindungsreichen und raubsüchtigen Strauchritters zu sichern; niemals aber wird der Eine wie der Andere es dem Fuchse als unsühnbares Vergehen anrechnen dürfen, wenn er auch einmal an einem Hasen oder selbst an einem Rehe sich vergreift. Denn jedes Reh, jeder Hase schadet unserem Walde, unseren Feldern mehr, als der durch beide zu erzielende Nutzen beträgt; der Fuchs aber fängt nicht allein schädliche Rehe und Hasen, sondern auch und hauptsächlich, zeitweilig so gut als ausschließlich, Mäuse und macht sich hierdurch allein so hochverdient um unsere Fluren, dass man ihm seine übrigen, uns lästigen Räubereien wohl oder übel ungestraft hingehen lassen, nein, sogar entschieden danken sollte. - Aber die Hasen zählt man ihm nach, überschätzt sie wohl noch; wegen jedes von ihm getödteten Rehes, jedes Huhnes, jeder Gans erhebt man ein Rachegeschrei; die Mäuse hingegen, welche er fängt und verzehrt oder tödtet, ohne sie zu fressen, streicht man in der Regel einfach aus der Rechnung, als ob es irgend ein anderes Thier gäbe, welches in dieser Hinsicht auch nur entfernt dasselbe leisten könne, wie er. Wie dem Fuchse, dem Iltisse, dem Hermeline und Wiesel ergeht es den nützlichen Raubvögeln, den Krähen und anderen Mäusevertilgern. Man sieht in ihnen einzig und allein Raubzeug, welches so schleunig und so umfassend als möglich verfolgt werden muss; fragt nicht nach dem Nutzen, welchen sie bringen, und bauscht den Schaden, welchen sie verursachen, zu einem ungeheuerlichen auf, gleichsam als wolle man sich vor sich selbst zu entschuldigen und zu rechtfertigen suchen. In dieser Beziehung verdienen unsere Land- und Forstwirthe GLOGER's Vorwürfe; denn wenn auch nicht alle, so doch viele handeln gegen ihr eigenes besseres Wissen; andere mindestens gegen die Ergebnisse vorurtheilsfreier Forschung, welche ihnen bekannt sein müssten, weil es keinem von ihnen an Gelegenheit mangelt, solche Kenntnisse sich zu verschaffen.

Demungeachtet muss ich die Behauptung aufstellen, dass die auf Verkennung ihrer Thätigkeit und Wirksamkeit beruhende unmittelbare Verfolgung unserer Ungeziefervertilger diesen weit weniger schadet, als der mit der bei uns üblichen Bewirthschaftung des Bodens im innigsten Zusammenhange stehende Wegfall geeigneter Ruhe- und Brutplätze, lieber meilenweite Flächen des üppigsten, zu reichen Feldern umgewandelten Bodens schweift das Auge, ohne einen Baum, einen Busch zu sehen; von Hecken und Hainen gar nicht zu reden. Jeder Fuß breit Erde ist dem Ackerbau dienstbar geworden, selbst den Schatten der wie verloren in einer Straße stehenden Bäume betrachtet man mit missgünstigen

Blicken. In unseren gepflegten Waldungen, zumeist in jenen, auf denen des Forstmanns Auge mit Wohlgefallen ruht, ist es nicht viel anders. Kein Ueberständler stört das Gleichmaß der aufstrebenden Dichtung; kein knorriger, halb morscher, an Höhlen und Schlupfwinkeln reicher Altbaum wird in dem Bestande des Stangen- oder schlagbaren Holzes geduldet. Man rechnet hier wie dort und verrechnet sich. Der alte Feldbaum trägt freilich nicht so viel Obst, um den Ausfall an Körnern des im Bereiche seines Schattens stehenden Getreides zu decken; die Hecke, früher höchstens als Remise für Rebhühner geduldet, bringt keinen durch zu verwerthendes Reisig nachzuweisenden Ertrag; der Hain inmitten der Felder stört vielleicht sogar die Bewirthschaftung des zunächst liegenden Feldes, der halbvermorschte Ueberständler im Walde geht der Forstkasse verloren; aber der Baum wie die Hecke oder das Feldgehölz dienen verschiedenen Vögeln zur Wohnung und Herberge, zum Nist- und Brutplatze, und machen dadurch reichlich sich bezahlt, liefern einen Ertrag von weit höherer Bedeutung, als viele Forst- und Landwirthe für möglich zu halten scheinen. Alle Vögel hängen an ihren Ruhe- und noch weit mehr an ihren Nistplätzen mit großer Zähigkeit und lassen sich nur schwer von ihnen vertreiben; kehren auch, sobald die Störung vorüber; bald wieder zu ihnen zurück; nimmt man ihnen aber diese Plätze gänzlich so verlassen sie das ungastliche Land und wandern aus. In dieser auf vielfache Beobachtung gegründeten Thatsache muss ich die Hauptursache der Verminderung unserer nützlichen Vögel erkennen. Unsere Wälder und Fluren werden von Jahr zu Jahr ärmer an passenden Niststellen der Vögel, und damit nehmen diese selber stetig ab. Verfolgt und gefangen hat man sie früher auch, ohne eine so rasch sich steigernde Abnahme zu verspüren; aber man hat sie früher wenigstens ungestört brüten lassen und sie nicht, wie es heutzutage geschieht, vor die Thür gesetzt, indem man ihnen ihre Wohnungen zerstörte.

Meiner Ansicht nach hat man auf die unmittelbaren Verfolgungen, welche die Vögel insgemein von Seiten des Menschen zu erleiden haben, ein viel zu großes Gewicht gelegt. Nicht dass ich die Schäden und Nachtheile einer ungerechtfertigten Verfolgung unterschätzen sollte, ich möchte sie nur nicht als die Hauptursache der Abnahme betrachtet wissen. Die unsinnige Fangwuth der Italiener, Griechen, Südfranzosen und Spanier verdamme und brandmarke ich eben so gut, wie das abscheuliche Nesterplündern unserer muthwilligen, oder unter dem Vorwande wissenschaftlicher Bestrebungen, Eier sammelnden Jugend, schreibe dem einen wie dem andern Frevel jedoch keineswegs in erster Reihe die jetzt in beklagenswerther Weise sich fühlbar machende Vogelarmuth zu. Nesterplünderer werden eben so wenig wie Vogelfänger eine an und für sich die Vermehrung unserer Stand- und Zugvögel begünstigende Gegend verarmen machen können; denn glücklicher Weise wird nur ein unbedeutender Bruchtheil von Nestern gefunden, nur ein Bruchtheil der Vögel selbst gefangen. Von seltener Ausnahme abgesehen, sorgt die Natur in

ausgiebiger Weise für Ersatz aller auf solche Weise entstandenen Verluste. Ein Sperberpaar fängt im Jahre mehr kleine nützliche Singvögel als der beste deutsche Vogelsteller; eine Heherfamilie plündert unzweifelhaft mehr Nester aus als alle unnützen Buben einer Gegend zusammengekommen. Deshalb aber geht der Vogelbestand eines Gaues noch nicht zurück, mindestens nicht in ersichtlicher oder fühlbarer Weise; der Rückgang macht sich erst bemerklich, wenn andere Ursachen, und vor Allem die hervorgehobenen, hinzutreten.

Nach diesen Ausführungen, deren Richtigkeit schwerlich widerlegt werden dürfte, ergeben sich die von uns zu ergreifenden Maßregeln zum Schutze der für unsere Bodenwirthschaft nützlichen Thiere so zu sagen von selbst. Das vielberegte Gleichgewicht herzustellen, ist unmöglich; denn zum Urzustände können wir, die wir angewiesen sind, dem Lande den höchsten Ertrag abzurufen, nicht zurückkehren. Mäuse- und Raupenfraß, sowie sonstige Ungezieferplagen werden wir eben so wenig verhindern können, so lange wir fortfahren, Getreide- und anderweitige Nutzpflanzen, welche nicht allein uns, sondern auch dem Ungeziefer zur Nahrung dienen, oder durch uns überhaupt Verwendung finden und dem gefräßigen Zahne ihrer Feinde zum Opfer fallen, in der durch unsere Verhältnisse gebotenen Weise anzubauen; denn die Bedingungen für eine Ungezieferplage sind gerade durch unsere Bodenwirthschaft so überaus günstige geworden, dass bei einem Zusammentreffen fördernder Umstände die Plage uns heimsuchen muss und wird. Aber ihr entgegenwirken, sie mildern, verlangsamen, dies vermögen wir wohl. Unsere eigene Kraft und Thätigkeit, unsere Hülf- und Zerstörungsmittel erweisen sich dem massenhaft auftretenden Ungeziefer gegenüber als fruchtlos, und auch die Wirksamkeit unserer besten Gehülfen schafft, wenn die Plage einmal eingetreten, keine Abhülfe; wohl aber vermag die stille, niemals erlahmende Arbeit der Ungezieferverfolger Großes dadurch zu leisten, dass sie die Massenvermehrung der Schadenthier, wenn auch nicht in jedem Jahre, so doch oft im Keime erstickt. Daher freies Geleit, Schutz und Schirm allen Feinden des unsere Fluren, Felder und Waldungen verwüstenden Kleingethiers, den gefiederten wie den behaarten, den wandernden hier wie in der Fremde. Für unsere mehr oder weniger an die Scholle gebundenen Säugethiere wie für die Standvögel können wir selbst sorgen, für unsere Zugvögel müssen wir uns die Mithülfe unserer südlichen Nachbarn erbitten.

Welche Maßregeln nun sind zum Schutze der für die Bodencultur nützlichen Vögel zu ergreifen?

Die Antwort lautet: Nur solche, welche wirklich Erfolg versprechen.

Obenan unter allen mir denkbaren Maßregeln stelle ich: Allgemeine Belehrung über das Wesen und Treiben unserer heimischen Thiere und der Vögel insbesondere; Hebung und Förderung des Unterrichtes, namentlich auch in Bezug auf Naturwissenschaften; Aufnahme einer mehr oder minder ausführlichen Lehre der Thier und Pflanzenkunde, zu-

nächst vom Standpunkte der Nützlichkeit, in die Lehrpläne sämtlicher Volks- und Gelehrtenschulen; Beförderung und Belebung aller vernünftigen Bestrebungen von Thierschutzvereinen; Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in dieser Richtung durch unentgeltliche Vertheilung von guten Büchern seitens der Regierungen und aller der allgemeinen Wohlfahrt dienenden Vereine, namentlich Vertheilung eines fasslich geschriebenen, mit wirklich guten Abbildungen ausgestatteten Lehr- und Handbuchs der einheimischen Thiere und Pflanzen an sämtliche Forstbeamte, Dorfschullehrer, Landgeistliche, Schulzen oder Ortsrichter und sonstige geeignete Persönlichkeiten; endlich Aufstellung kleiner Sammlungen in Schulen zur Ermöglichung des Anschauungsunterrichtes.

Obenan unter allen mir denkbaren Maßregeln stelle ich: Allgemeine Belehrung über das Wesen und Treiben unserer heimischen Thiere und der Vögel insbesondere; Hebung und Förderung des Unterrichtes, namentlich auch in Bezug auf Naturwissenschaften; Aufnahme einer mehr oder minder ausführlichen Lehre der Thier und Pflanzenkunde, zunächst vom Standpunkte der Nützlichkeit, in die Lehrpläne sämtlicher Volks- und Gelehrtenschulen; Beförderung und Belebung aller vernünftigen Bestrebungen von Thierschutzvereinen; Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in dieser Richtung durch unentgeltliche Vertheilung von guten Büchern seitens der Regierungen und aller der allgemeinen Wohlfahrt dienenden Vereine, namentlich Vertheilung eines fasslich geschriebenen, mit wirklich guten Abbildungen ausgestatteten Lehr- und Handbuchs der einheimischen Thiere und Pflanzen an sämtliche Forstbeamte, Dorfschullehrer, Landgeistliche, Schulzen oder Ortsrichter und sonstige geeignete Persönlichkeiten; endlich Aufstellung kleiner Sammlungen in Schulen zur Ermöglichung des Anschauungsunterrichtes.

Wer wie ich seit Jahren gewirkt hat für Verbreitung der Thierkunde, weiß zu beurtheilen, wie groß die Unkenntnis unserer einheimischen Thiere in allen Schichten der Bevölkerung ist und wie dringend es geboten erscheint, in dieser Beziehung Abhülfe zu schaffen. Man kennt die gewöhnlichsten und gemeinsten Thiere nicht, und verkennt nicht selten diejenigen, welche man zu kennen meint. Ohne eine genügende Kenntnis des Thieres und seines Wesens und Treibens, seines Wirkens zu unseren Gunsten oder zu unserem Nachtheile, aber wird jede Mahnung zum Schutze derer, welche uns Nutzen bringen, so gut als vergeblich sein, weil der Mensch viel mehr geneigt ist, zu vertilgen, als zu erhalten. Mit der sich mehrenden Kenntnis wächst stetig die Theilnahme für das Thier, mit der Theilnahme die Zuneigung und das Bestreben, zu schützen, wo man schützen soll und darf, oder einzugreifen, wo dies, um die nützlichen Thiere zu sichern, geschehen muss. Kenntnis des Vogels nach seinen Aeußerlichkeiten reicht nicht aus; man muss auch über sein Verhalten zu anderen Thieren, über sein Abhängigkeitsverhältnis zu den Pflanzen unterrichtet sein, um sein Wirken beurtheilen und würdigen zu können. Nicht immer ist es leicht, zu bestimmen, ob man den einen zu den vorwiegend nützlich-

chen, den andern zu den vorwaltend schädlichen Geschöpfen zu zählen hat; denn das Abwägen des Nutzens gegen den nebenbei verursachten Schaden erfordert nicht allein eine eingehende Kenntnis der betreffenden Art selbst, sondern auch eine solche der Thiere oder Pflanzenstoffe, welche ihr zur Nahrung dienen, und nebenbei großen Vorurtheilslosigkeit, als sie in den meisten Fällen gefunden wird. Deshalb verlange ich nicht allein allgemeine Verbreitung der Vogelkunde, sondern allgemeinen Unterricht in der Thier- und Pflanzenkunde überhaupt. Hierzu kann die Schule im weitesten Sinne des Wortes unendlich viel beitragen, sobald sie nur dazu in den Stand gesetzt, das heißt ermächtigt oder angehalten und durch geeignete Hilfsmittel unterstützt wird. Das lernbegierige Kind ist der wärmste Freund der Thiere und braucht nur auf den richtigen Weg geleitet zu werden, um ihn später zu wandeln. Von den Thierschutzvereinen, wie sie heutigen Tages zumeist ihre Aufgabe auffassen, erwarte ich weit weniger als von der Schule, welche jene ohnehin mehr als zu ersetzen vermag. In besagten Vereinen gefällt man sich vor Allem in gegenseitiger Stärkung einer Gefühlseligkeit und Gefühlsüberschwänglichkeit, welche sehr oft recht übel angebracht erscheint und ruhig überlegenden, kundigen Leuten höchstens ein mitleidiges Lächeln abnöthigen kann. Verkennung der nun einmal bestehenden Verhältnisse scheint hier die Regel zu sein; von wirklich nutzenbringender Belehrung der Vereinsmitglieder ist wenig zu bemerken, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil denen, welche für jede Anstrengung eines arbeitenden Haushieres Tadel haben, für Rettung in's Wasser gefallener Hunde Belohnungen gewähren, zu Gunsten der Pferde ganze Städte umgepflastert haben wollen, oder höchstens für Sperlinge, nicht aber für Höhlenbrüter Brutkasten aushängen, jedes tiefere Verständnis für Thierschutz überhaupt abgeht. Ich spreche hier nicht von geträumten Uebelständen, sondern beziehe mich auf Thatsachen. Daher auch für die Thierschutzvereine ein Lehr- und Handbuch der Thierkunde!

An solchen Lehr- und Handbüchern fehlt es nun zwar eben so wenig, wie an kleinen Schriften über Vogelschutz; die einen aber eignen sich, meiner Ansicht nach, ihres noch immer ziemlich hohen Preises halber nicht für eine so allgemeine Verbreitung, und die anderen, unter denen ich GLOGER'S „*Kleine Ermahnungen*“, STÖLKER'S „*Gutachten über den Vogelschutz*“, GIEBEL'S „*Vogelschutzbuch*“ und vor Allem der Gebrüder MÜLLER geist- und maßvolles, auf tiefes Verständnis der Verhältnisse gegründetes Werkchen: „*Die einheimischen Säugethiere und Vögel nach ihrem Nutzen und Schaden in der Land- und Forstwirthschaft*“ rühmend hervorhebe, erreichen das mir vorschwebende Ideal eines solchen Büchleins noch immer nicht; denn die einen sind nicht ausführlich genug, den anderen fehlen alle oder mindestens nutzbare Abbildungen. Für den Unterricht des uns nachfolgenden Geschlechtes ist das Allerbeste eben gut genug; eine kurzgefasste, allgemein verständliche und wirklich gemeinnützige Naturgeschichte unserer Thiere und Pflanzen aber, welche gedachter Anforderung entsprechen sollte, fehlt auf unserm Büchermarkte noch gänzlich,